

hatte werden lassen, trugen das Ihre dazu bei. Nach der Absetzung durch den Reichshofrat blieb nur die Existenz als gesuchter Anwalt, der indes mit der württembergischen Beamten-schaft bald ebenso verfeindet war wie vordem mit der Reutlinger Geld- und Amtsoligarchie. Nach dem Berufsverbot durch die Stuttgarter Regierung lebte Fezer als Privatier im Bemühen um Rehabilitierung und Rechtfertigung vor sich selbst und der Nachwelt.

Fezer war wohl nicht nur der unerschrockene Kämpfer für Wahrheit, Aufklärung und Recht, als der er gesehen werden wollte. Seine Selbstdarstellung ist von Eitelkeit nicht frei und an manchen Stellen allzu apoletisch. Auch sein ominöses Hilfsersuchen an den württembergischen Herrscher, als Oberst des Schwäbischen Kreises in Reutlingen zu intervenieren, erweckt zumindest Zweifel, ob er immer frei war von opportunistischen Anfällen. Konnte eine Karriere in Politik und Anwaltschaft aber angesichts der gewaltigen Staatsumwälzungen jener Jahre immer so geradlinig verlaufen, wie man es aus späterer Sicht hätte wünschen mögen? Gleichwohl hat Fezer als Anwalt im reichsgerichtlichen Prozeß, wo er Bauern gegen ihre Grundherrschaft vertrat, als Anführer einer oppositionellen Bürgerfraktion und Feind obrigkeitstaatlicher Beamtenwillkür so oft Zivilcourage gezeigt, daß wir menschliche Schwächen und politische Unzulänglichkeiten darüber getrost vergessen dürfen.

*R. J. Weber*

## 11. Einzelne Orte

Otto Beck (Hrsg.): *Baindt – Hortus Floridus. Geschichte und Kunstwerke der früheren Zisterzienserinnen-Reichsabtei. Festschrift zur 750-Jahrfeier der Klostergründung 1240–1990.* – München; Zürich: Schnell u. Steiner, 1990. – 132 S.: zahlr. Ill.

Im Jahr 1240 ermöglicht Schenk Konrad von Winterstetten, ein Freund Kaiser Friedrichs II. und Prokurator des Herzogtums Schwaben, durch Kauf und anschließende Schenkung eines geeigneten Geländes der Abtei Salem die Gründung eines Tochterklosters im Pfarrdorf Baindt, wenige Kilometer nördlich von Weingarten. In der Folgezeit gelangt Baindt im kleinen Kreis der oberschwäbischen Frauenzisterzen zu hohem Ansehen, so daß ihm bei einer Visitation im Jahr 1476 das Epitheton »Hortus Floridus«, der Blühende Garten, zuerkannt wird. Dem steten Auf und Ab der Zeitläufte unterworfen, findet das Klosterleben mit der Säkularisation des Jahres 1802 ein jähes Ende. Die heruntergekommenen Konventsgebäude werden 1842 abgerissen, geblieben sind die Abteikirche, heute Pfarrkirche, das im 18. Jahrhundert errichtete Gästehaus, sowie ein Teil der Wirtschaftsgebäude.

Pfarrer Dr. Otto Beck hat mit seiner Festschrift eine umfassende Dokumentation vorgelegt, in der verschiedene Autoren die vielfältigen Aspekte der denkwürdigen Vergangenheit dieser bedeutenden Kulturstätte katholischen Glaubens beleuchten. Als Beispiel sei der Aufsatz von Wolfgang Urban über das sogenannte Baindter Pestkreuz genannt, das zu den herausragenden Kunstwerken der ehemaligen Abteikirche zählt. Um 1350 entstanden, zeigt es den Gekreuzigten nicht mehr hoheitsvoll, gleichsam über der Welt stehend, sondern mit schmerzverzerrtem Gesicht, eine Darstellung von erschütternder Intensität, die auch etwas von dem dahinterstehenden Leid auf den Betrachter überkommen läßt: 1349 hatte der Schwarze Tod seine Sense auch in Baindt geschwungen.

An der oberschwäbischen Puttenroute gelegen, stellt die ehemalige Baindter Abteikirche in mancherlei Hinsicht eine Besonderheit dar: abgesehen vom barocken Chor, bietet sie durch ihre spätromanische, langgestreckte Basilikaanlage und die helle, klare Schlichtheit ihres Innern einen wohlthuenden Kontrast zu der vielerorts anzutreffenden sinnlichen Fülle des oberschwäbischen Barock. Dem interessierten Besucher gibt die Festschrift auf nahezu alle Fragen eine Antwort. Die Abbildungen, allesamt auf Hochglanzpapier, und hier vor allem die Farbfotographien bestehen durch ihre Schärfe und Plastizität. Klappentext und Zeittafel fassen das Wichtigste nochmals in Kürze zusammen. Ein durchdachtes Konzept und eine

ebenso gelungene Ausführung zeichnen diese Festschrift aus. Einziger Kritikpunkt: Der Untertitel auf dem Umschlag (»750 Jahre Kloster Baidt«) führt den ahnungslosen Leser zunächst in die Irre – auch hier hat das Diktat des Griffigen seine Spuren hinterlassen.

*H. Kohl*

Simon Berlinger: Synagoge und Herrschaft. Vierhundert Jahre jüdische Landgemeinde Berlichingen. Sigmaringendorf: Regio Verlag Glock und Lutz, 1991. 137 S., Abb.

Ein Buch von einem Juden über die Geschichte einer jüdischen Landgemeinde in Deutschland: »Synagoge und Herrschaft« von Simon Berlinger. Der Autor, geboren 1914, lebt seit 1939 in Israel; er will in seinem Buch der 400jährigen jüdischen Vergangenheit in seinem Geburtsort Berlichingen ohne »ideologische Einwände, persönliche Bitterkeit und emotionale Regungen« nachgehen. Ausgangspunkt ist die Geschichte seiner Familie, die seit vielen Generationen in diesem Dorf ansässig war. Über sie stieß er auf die ganz speziellen Verhältnisse, die entstehen, wenn eine Gemeinde zwei Herrschaften hat – in diesem Fall das Kloster Schöntal und die Junker von Berlichingen. Für die Juden brachte diese Situation überwiegend Vorteile mit sich, weil sich die weltlichen Herren zu ihren Gunsten gegen das katholische Kloster stellten.

Der für mich fesselnde Teil des Buches jedoch beginnt mit dem 19. Jahrhundert. Die unterschiedlichen ökonomischen und religiösen Auswirkungen der jüdischen »Emanzipation« auf Stadt- und Landgemeinden und die Auseinandersetzungen, die sie zwischen den Flügeln der jüdischen Glaubensgenossen hervorruft, hat Simon Berlinger sozusagen von innen heraus lebhaft geschildert. Der parallel verlaufende Wandel der weitgehend selbständigen Synagogen zu »Kirchen« und ihre Unterordnung unter die württembergische Oberkirchenbehörde erfährt in der Familie Berlinger 1835 einen Höhepunkt. Hirsch Berlinger, bisher geschätzter – weil sehr orthodoxer – Rabbi, wird von seiten des Staats seines Amtes enthoben: Er war nicht zur neuerdings vorgeschriebenen Prüfung erschienen.

In einem persönlichen Nachwort stellt der Autor eine Reihe von Meinungen zur Diskussion, die sich auf das Verhältnis zwischen dem jüdischen und dem deutschen Volk beziehen. Von jüdischer Seite aus, so betont er, war Deutschland zumindest seit dem vergangenen Jahrhundert die geliebte Heimat – eine Liebe, die »im Blut erstickt wurde«. Die Geschichte der Berlinger aus Berlichingen geht seitdem in Israel weiter; Simon Berlinger setzt trotzdem seine Hoffnung auf die Freundschaft zwischen Juden und Christen.

*U. Marski*

Naftali Bar-Giora Bamberger: Der jüdische Friedhof in Höchberg. Memor-Buch. Mit einem Beitrag von Hans-Peter Baum. (Schriften des Stadtarchivs Würzburg, Heft 8). Würzburg: Schöningh, 1991. 456 S., zahlr. Abb.

Fast nur noch Friedhöfe erinnern heute an eine vielhundertjährige Präsenz der Juden in Deutschland, an einst blühende Gemeinden mit vielfach altherwürdigen Traditionen. Die Tatsache, daß viele der alten (Sandstein-)Grabsteine schon nicht mehr lesbar sind und in wenigen Jahren das Werk umweltbedingter Zerstörung vollendet sein wird, illustriert die Dringlichkeit der Dokumentation. Auf den Friedhöfen unserer Region kann jeder feststellen, daß es vielfach bereits zu spät ist. Hier wie andernorts fehlt es nicht am guten Willen, sondern einfach am Geld. (Auch die anzuzeigende Veröffentlichung wurde erst durch eine großzügige Spende möglich.)

Naftali Bar-Giora Bamberger, als Rabbiner-Sohn ein hervorragender Kenner der Materie, präsentiert hier wiederum – nach dem 1990 erschienenen Memor-Buch für die jüdischen Friedhöfe in Göppingen und Jebenhausen – ein eigentlich alle Erwartungen erfüllendes Werk.

In einer gelehrten und doch gut lesbaren Einleitung beschreibt er zunächst das – für Christen zumeist im Verborgenen bleibende – religiöse und intellektuelle Leben der Juden Unterfrankens. Es muß dem Autor zur besonderen Genugtuung gereichen, hier seinen Vorfahren und anderen hervorragenden Gelehrten ein verdientes Denkmal setzen zu können. Sie alle